

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da war, der da ist und der da kommt. Amen.

Liebe Festgemeinde!

Allerspätestens ... - allerspätestens seit zwanzig Tagen ist unsere Visionsbeschreibung „Das Ev. Johanneswerk im Jahre 2010“ endgültig überholt. Auf unserer Vorstandsklausur vor zwei Wochen waren wir uns einig: Wir benötigen neue Formulierungen, wohl auch neue Inhalte einer Vision für unser Werk. Um daraus dann Ziele und Strategien abzuleiten. Damit wir gut und dauerhaft hilfreich sein können für die Menschen, denen unser Auftrag gilt. - Eine Vision. Woher nehmen?

1951. Karl Pawlowski gründet das Evangelische Johanneswerk. „Meine Kinder, lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“ Dieser Satz aus dem 1. Johannesbrief leitete Pawlowski bei der Gründung unseres Werkes. Auch eine Vision. Zugleich eine Art diakonischer Auftrag. Etwas unwohl ist mir bei diesem Gründungsspruch. Droht uns nicht die Überforderung mit Pawlowskis biblischer Selbstermahnung? Wie ohnehin *alle* Visionen leicht etwas Erdrückendes, Überforderndes haben können. Was ist, wenn das „Lasst uns lieben!“ nicht gelingt? Was ist, wenn wir nicht wissen, was die Wahrheit ist? Was ist, wenn uns die Kraft zur Tat ausgeht?

Im Johanneswerk, ja, wohl in der ganzen Diakonie haben wir so viele gute Ziele und haben wir so viel zu tun. Und das unter erschwerten Bedingungen: hohen fachlichen Anforderungen, massivem finanziellen Druck, theologischen oder auch kirchlichen Rechtfertigungsnoten. Ein regulierter sozialer, angeblich freier Markt bedrängt uns. Konkurrenz auch mit gewerblichen Trägern besteht. Das Streikrecht will man in unsere Einrichtungen zwingen. Viele europäische Vorgaben machen uns zu schaffen. Unternehmen wollen wir sein und zugleich anwaltschaftlich für viele, die in unserer globalisierten Gesellschaft an den Rand gedrückt werden. Wie können wir das alles schaffen?

Viele bei uns im Werk reden davon, dass wir entschleunigen müssen. Doch die Treitmühle der Arbeit scheint sich immer schneller zu drehen. Engagierte, freundliche und kompetente Mitarbeitende, die anscheinend unvermittelt in den Burnout fallen, gibt es auch bei uns. Richtig gute Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben wir, bei anderen aber steht die Frage im Raum: Ist der, ist die hier wirklich am richtigen Platz? Fachliche Arbeit, finanzielle Verhältnisse, der Zustand unserer Gebäude: Vieles ist gut, aber vieles liegt auch noch

im Argen. Ganz leicht wird da eine Vision zur drückenden Last statt zum beflügelnden Ziel.

Zudem neigen wir in evangelischer Kirche und Diakonie ja häufig auch noch dazu, Erfolge zu übersehen. Statt Gelungenes wahrzunehmen, zelebrieren wir mit morbider Lust Selbstzerfleischung und Selbstkritik. Immer wieder gibt es beispielsweise bei uns die Diskussion, ob unsere Öffentlichkeitsarbeit nicht unsere Probleme und Schwierigkeiten viel offener darstellen müsste, statt vor allem positive Nachrichten zu verbreiten. Natürlich: Wir wollen wahrheitsgetreu und glaubwürdig sein. Und Foren für offene Diskussionen benötigen wir auch. Doch da, wo Selbstdarstellung und Wirklichkeit auseinander fallen, möchte ich lieber unsere Arbeit verbessern, statt uns in der Außendarstellung schlechter darzustellen.

Doch unsere Sehnsucht danach, Misserfolge hervorzuheben und Erfolge klein zu reden, reicht tief. Ich vermute, sie ist auch begründet in einer theologischen Tradition, die den Menschen ganz klein macht, um Gott umso größer machen zu können. Soli deo gloria – allein Gott die Ehre? Problematisch finde ich das, wenn dazu der Mensch klein gemacht wird. Die Bibel selbst sieht es anders. Hören wir dazu, wie es im Anschluss an den Vers, den Karl Pawlowski zur Gründung des Johanneswerks gewählt hat, weitergeht. Ich lese die Verse 18 bis 22a aus dem 3. Kapitel des 1. Johannesbriefs:

„Meine Kinder, lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit. Daran erkennen wir, dass wir aus der Wahrheit sind, und können unser Herz vor ihm damit zum Schweigen bringen, dass, wenn unser Herz uns verurteilt, Gott größer ist als unser Herz und erkennt alle Dinge. Ihr Lieben, wenn uns unser Herz nicht verurteilt, so haben wir Zuversicht zu Gott, und was wir bitten, werden wir von ihm empfangen.“

Eine überraschende Aufforderung. „Wir sollen unser Herz zum Schweigen bringen.“ Meist wollen wir das Gegenteil. Das Herz sprechen lassen. Weil das Herz ein so schönes Symbol ist: für Liebe und Lebendigkeit, für Lebensfreude und Kraft. Herzlichkeit, wie angenehm. Herzhaftigkeit, noch besser! Wenn das Herz spricht, dann ist oder wird alles gut. Doch der 1. Johannesbrief stellt eine andere Lebenserfahrung dagegen: „Unser Herz klagt uns an! Wir haben immer noch nicht genug getan. Wir haben das, was wir tun, unzureichend oder gar falsch getan. Wir sind, im Grunde, verkehrt!“

Wer so vom verurteilenden Herz, vom anklagenden Gewissen getrieben wird, der ist dem Burnout nicht mehr fern. Dem werden Visionen zur Last. Der hält nicht mehr lange durch und verzweifelt an sich selbst. Oder er oder

sie dreht den Spieß um und klagt die anderen an. Dann misstrauen Führungskräfte den Mitarbeitenden grundsätzlich und sprechen abwertende Sätze. Dann halten Mitarbeitende ihre Vorgesetzten für Nieten und kontern: „Der Fisch stinkt vom Kopf her.“

Bei der von mir schon erwähnten Vorstandsklausur vor zwei Wochen hatten wir auch als Thema: „Abwertungskultur vermeiden“. Wie bekommen wir das hin? Studien belegen, dass Führungskräfte wie Mitarbeitende sich „Respekt“ wünschen. Die Unternehmensberatungsfirma contec beispielsweise, die uns in der Behindertenhilfe begleitet hat, hält eine Respektkultur für ganz wesentlich für den Erfolg von Unternehmen. Sie bietet daher Programme und Maßnahmen an, wie gegenseitiger Respekt in Unternehmen etabliert und gesteigert werden kann.

Respekt beinhaltet, dass schlechte Arbeit auch als schlecht benannt wird. Schlechte Arbeit wollen wir nicht einfach hinnehmen, das soll sich dann auch ändern. Respekt schließt die Forderung nach Leistung mit ein, für die wir alle schließlich bezahlt werden. Aber Stimmung und Kultur sind anders, wenn Respekt und nicht Abwertung dabei den Ton bestimmen. Drückende Visionen stellen uns ständig vor Augen, was wir alles immer noch nicht geschafft haben. Das dürfte nicht gerade helfen, eine Abwertungskultur zu vermeiden.

„Gott ist größer als unser Herz und erkennt alle Dinge.“ Gott sprengt unsere begrenzte Sichtweise. Wir müssen nicht alles selbst schaffen. Die heile Welt bauen nicht wir, sie kommt uns von Gott her entgegen. Auch da, wo wir an deren Gestalt mitwirken. Zuversicht, Bitten, Empfangen ersetzen dann Überforderung, Selbstanklage, Abwertung. Dann sind wir Empfangende. Dann nehmen wir die Haltung des Gebetes ein. Dann bitten wir, statt uns selbst zu überfordern. Demut nannte die christliche Tradition früher diese Haltung. Die wiederum auch nicht perfekt sein muss. Auch Demut ist keine zu erbringende Leistung, die uns überfordert. Brüche bleiben, das ist ja gerade die Aussage. Und Gott trägt uns darin.

Das schließt Leistung und Freude an der Leistung ein. Das beinhaltet das Feiern von Erfolgen. Das ermöglicht aber auch ein Hingucken, ob das Geld in der Diakonie noch reicht oder ob Aufgaben eingestellt werden müssen. Damit sind Forderungen und Anforderungen nicht ausgeschlossen. Damit ist verbunden, dass wir hinschauen, ob jemand am richtigen Arbeitsplatz steht. Damit können wir auch gesellschaftskritische Positionen beziehen und benennen, was falsch läuft im Staate. Armutsorientierung, Anwaltschaft gehört dazu. Doch die Haltung, die bei allem stets dahinter steht, ist nicht die Kultur der Überforderung, der Selbst- oder Fremdanlage, des Misstrauens und der

Verachtung, sondern der Zuversicht, des Empfangens und der Liebe: zu sich selbst und zu anderen.

Auf dieser Basis kann ich nun meine Vision des Johanneswerks im Jahr 2020 formulieren. Als Leitstern, nicht zur Überforderung. Es ist *meine* persönliche Vision für unser Werk, noch keine gemeinsame. Sie ist auch nicht vollständig. Zum Beispiel fehlt, wie das gleichberechtigte und gleichwertige Miteinander von Frauen und Männern bei uns im Johanneswerk aussehen soll.

Meine Vision für das Evangelische Johanneswerk im Jahr 2020 ist also vorläufig. Sie lautet:

„Wir sind kräftig und hilfreich zur Stelle, wo wir gebraucht werden. Für viele Menschen und für die Gesellschaft. Damit verwirklicht sich unser diakonischer Auftrag. Wir arbeiten gern mit anderen zusammen: in Diakonie und Kirche, mit freier Wohlfahrt und vielen weiteren Akteuren. Wir überlegen genau, was wir tun und was wir lassen. So gestalten wir, dass Ressourcen begrenzt sind.

Wir tun das Richtige und wir tun es richtig. Wir machen Fehler und haben Unzulänglichkeiten. Das streben wir nicht an, aber es drückt uns auch nicht zu Boden. Wir leben Freude, Hoffnung und Zuversicht - und die Liebe wird darin sichtbar. Wir haben Räume für Trauer, Wut und Verzagtsein - und begrenzen auch dadurch den Hass.

Gelebter Glaube und reflektierte Theologie tragen unser Werk und viele von uns. Gebet und Zuversicht, Empfangen und eigenes Arbeiten gehören dazu. Wir sind bekannt dafür, dass wir diese Vision leben. Die Menschen kommen daher gern zu uns: um unsere Unterstützung zu erfahren und um bei uns zu arbeiten.“

Ja, mit Gottes Hilfe. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.